

(Nachdruck verboten.)

10]

Pelle der Eroberer.

Lehrjahre.

Roman von M. Andersen Nergö.

Jeden zweiten Nachmittag gegen fünf Uhr glitt die Werkstattür ein klein wenig auf, und ein nackter, mehligter Arm steckte die Zeitung hinein und legte sie auf den Tisch. Das war Väders Sören, er selbst jedoch ließ sich nicht sehen; er bewegte sich am liebsten umher wie ein Dieb in der Nacht. Wenn der Meister ihn hin und wieder einmal absetzte und ihn in die Werkstatt hineinzog, war er wie ein eingeschüchterter Waldteufel, der sich aus seinem Dickicht verirrt hat; er stand mit gesenktem Kopf da und versteckte scheu die Augen, man konnte kein Wort aus ihm herausbringen. Und wenn er nur eine Gelegenheit sah, schlüpfte er hinaus.

Die Ankunft der Zeitung brachte neue Fahrt in die Arbeit. Wenn dem Meister der Kopf danach stand, las er vor von Kälbern mit zwei Köpfen und vier Paar Weinen, von einem Kürbis, der fünfzig Pfund wog, von dem fettesten Mann der Welt, von Todesfällen durch fahrlässigen Umgang mit Schießwaffen und von Schlangen auf Martinique. Die leuchtenden Wunder der ganzen Welt marschierten vorbei und füllten die dunkle Werkstatt, das politische Geschreibsel übersprang er. Wenn er in seiner verzweifelten Laune war, las er das verteufteste Zeug: von dem Atlantischen Ozean, der ausgebrannt war, so daß sich die Leute an gebratenem Dorisch totaßen; oder daß der Himmel gerade über Amerika einen Riß bekommen habe, so daß die Engel den Leuten jetzt in die Suppenteller fielen. Dinge, denen man es gleich anhören konnte, daß es Lügen waren und gotteslästerlicher Blödsinn, der jederzeit Strafe über ihn bringen konnte. — Ausschelten war nicht die Sache des Meisters, er wurde krank, sobald Unfriede in der Luft lag. Aber er hatte seine eigene Art und Weise, sich in Respekt zu setzen, mitten aus der Lektüre heraus konnte ein Rüssel für diesen oder jenen herauswachsen, so daß der Betreffende zusammensackte und glaubte, alle seine Verfehlungen stünden in der Zeitung.

Wenn der Feierabend nahte, kam immer ein hellerer Klang in die Arbeit. Dann ging der lange Arbeitstag zu Ende, die Gedanken streiften den Ueberdruß und die Müdigkeit des Tages ab und liefen voraus — nach dem Seehügel oder dem Gain, den Weg entlang, den die Freude erhellte. Hin und wieder trat auch ein Nachbar ein und verkürzte die Zeit mit seinem Geplauder; es war dies oder jenes geschehen, und Meister Andres, der so klug war, mußte es befeigeln. Laute, die sonst von dem Tage verschlungen wurden, drangen jetzt herein und ließen einen Teil nehmen an dem Leben der Stadt, es war, als fielen die Mauern.

Gegen sieben Uhr stieg ein eigenes Geräusch oben in den Straßen auf und kam abwärts in langgestrecktem Tempo: ein totes Gumpeln und zwei klatschende Laute, dann wieder dieser Bums wie von einem mächtigen in Lumpen eingewickelten Fuß und das Klatschen. Es war der alte Bjerregrav, der sich auf seinen Krücken nach der Werkstatt hinunterwälzte, Bjerregrav, der sich langsamer bewegte als alle anderen und doch schneller vorwärts kam. Wenn Meister Andres in seiner schlechten Laune war, hinkte er hinein, um nicht mit einem Krüppel in derselben Stube zu sein; sonst hatte er Bjerregrav gern.

Gegen sieben Uhr stieg ein eigenes Geräusch oben in der Straße auf und kam abwärts in langgestrecktem Tempo: ein hineinstängelte; und der Alte lachte, er war nun seit vielen Jahren jeden Tag hierher gekommen. Der Meister nahm auch keine weitere Notiz von ihm, sondern las weiter, und Bjerregrav glitt in sein stummes Grübeln hinein; seine bleichen Hände gingen beführend von dem einen zum anderen, als Kenne er die alltäglichsten Dinge nicht. Er faßte alles so neugeboren an, und man mußte lächeln und ihn sitzen und puffeln lassen wie ein Kind, das er war. Es war unmöglich, eine Unterhaltung mit ihm in Gänge zu halten, denn wenn er endlich eine Bemerkung machte, pflegte sie ganz einseitig zu

sein; Bjerregrav blieb oft bei den Eigenschaften hängen, die kein anderer sah, oder bei denen niemand verweilen mochte.

Wenn er so dasaß und grübelnd einen ganz gewöhnlichen Gegenstand besingerte, sagten die Leute: „Jetzt kommt die Fragelust über Bjerregrav!“ Und ein Frager war er, er fragte nach Wind und Wetter und selbst nach dem Essen, das er aß. Nach den lächerlichsten Dingen, die für jeden anderen ganz selbstverständlich waren, konnte er fragen — warum ein Stein hart war, und warum Wasser Feuer lösche. Die Leute antworteten ihm dann auch nicht, sondern zuckten mit-leidig die Achseln. Er ist im Grunde ganz klug, sagten sie, seinem Kopf fehlt nichts. Aber er fängt es nur verkehrt an.

Der junge Meister sah von seinem Buch auf: „Soll ich denn Bjerregravs Geld erben?“ fragte er schelmisch.

„Nein, Du hast mir nur Gutes getan, ich will Dein Unglück nicht.“

„Mir könnte wohl Schlimmeres geschehen als das, meinst Du nicht auch Bjerregrav?“

„Nein, denn Du hast Dein gutes Auskommen. Auf mehr hat niemand Anspruch, solange alle die Vielen Not leiden.“

„Gewisse Leute haben doch selbst Geld in der Kiste,“ sagte Meister Andres mit einer Anspielung.

„Nein, das ist nun vorbei,“ antwortete der Alte froh. „Ich bin jetzt ebenso reich wie Du, akkurat.“

„Zum Teufel auch, hast Du das Ganze denn durchgebracht, Bjerregrav?“ Der Meister fuhr auf seinem Stuhl herum.

„Ihr mit Eurem Durchgebracht! Zimmer habt Ihr auch über mich zu Gericht zu sitzen und Auflage zu führen. Ich bin mir nichts Schlechtes bewußt, aber das ist wahr, die Not nimmt mit jedem Winter zu. Es ist eine Last, Geld zu haben, Du, Andres, wenn rund herum die Menschen sitzen und hungern; und wenn Du ihnen hilfst, dann kriegst Du nachher zu wissen, daß Du ihnen nur Schaden zugefügt hast. Sie sagen es auch selbst, also muß es doch wohl wahr sein. Aber nun hab ich dem Wohltätigkeitsverein das Geld gegeben, dann kommt es wohl an den rechten Mann.“

„Fünftausend Kronen,“ sagte der Meister träumend. „Dann wird die Freude unter den Armen in diesem Winter groß sein.“

„Ja, für Essen und Feuerung kriegen sie es ja nicht so direkt,“ sagte Bjerregrav, „aber es sollte ihnen auf andere Weise zugute kommen. Denn als ich dem Verein mein Anerbieten gemacht hatte, kam der Vorstehende, Schiffsreeder Monsen, Du weißt ja, zu mir heraus und bat mich, ihm das Geld auf ein Jahr zu leihen. Er müßte Bankrott machen, wenn er es nicht kriege, und er war ganz unglücklich bei dem Gedanken an alle die Vielen, die brotlos würden, wenn sein großer Betrieb ins Stocken geriet. Die Verantwortung fiel ja dann auf mich. Aber das Geld ist sicher genug, und auf diese Weise kommt es ja den Armen zweimal zugute.“

Meister Andres schüttelte den Kopf. „Wenn sich Bjerregrav da bloß nicht in die Nesseln gesetzt hat.“

„Na, was denn? Was kann ich denn verkehrt gemacht haben?“ fragte der Alte erschrocken.

„Der steht, den Teufel auch, noch lange nicht vor dem Bankrott, er ist ein ausgefeimter Schurke,“ murmelte der Meister. „Hast Du Dir einen Schuldschein geben lassen?“

Der Alte nickte, er war ganz stolz auf sich.

„Und Zinsen fünf Prozent?“

„Nein, keine Zinsen. Daß das Geld ausstehen und Zinsen kriegen soll, das mag ich nicht. Denn irgendwoher muß es ja die Prozente saugen, und das wird dann auch wohl an den Armen sein. Zinsen sind Blutgeld, Du, Andres, das ist auch 'ne neumodsche Erfindung. In meiner Jugend kannte man es nicht, Zinsen von Geld zu ziehen.“

„Ja, ja, wer anderen Leuten gibt sein Brot, und leidet nachher selber Not, den schlag man mit der Keule tot,“ sagte der Meister und las weiter.

Bjerregrav saß da und versank in seine eigenen Gedanken. Plötzlich sah er auf:

„Kannst Du, der Du doch so belesen bist, mir nicht sagen, was den Mond da oben festhält? Ich lag über Nacht und grübelte darüber nach als ich nicht schlafen konnte. Wandern

und wandern tut er; und man kann deutlich sehen, daß er nichts weiter als Luft unter sich hat."

"Das mag der Teufel wissen," antwortete Meister Andres grübelnd. "Er hat wohl seine eigene Kraft, mit der er sich da oben hält."

"Das selbe hab' ich auch gedacht, denn die Pflicht reicht wohl nicht aus. Wir anderen tun es ja und treten und treten, wo wir hingeführt werden, aber wir haben doch die Erde, auf die wir uns stützen können. — Und Du studierst noch immer, Du! Du hast Du wohl bald alle Bücher gelesen, die es auf der Welt gibt." Bjerregrab nahm das Buch des Meisters und befühlte es gründlich. "Das ist ein gutes Buch," sagte er, schlug die Knöchel gegen den Einband und hielt das Buch lauschend ans Ohr. "Gutes Material, das. Ist es 'ne Lügengeschichte oder ein Geschichtsbuch?"

"Es ist ein Reisebuch. Sie liegen oben am Nordpol, und sie sind eingefroren, sie wissen nicht, ob sie lebendig wieder nach Hause kommen."

"Aber das ist ja schrecklich, daß sich Leute so hinauswagen wollen. Ich hab' oft darüber nachgedacht, was da woll am Ende der Welt is, aber dahin reisen und nachsehen, dazu hätt' ich denn doch den Mut nicht. Nie wieder nach Hause!" Bjerregrab sah unglücklich bald den einen, bald den anderen an.

"Und kalten Brand haben sie in den Füßen, und die Behen müssen abgenommen werden, bei einigen von ihnen der ganze Fuß."

"Aber so schweig' doch, sie verlieren ja ihre Gesundheit die Fernsten; ich will nich' mehr davon hören." Der Alte sah da und wiegte sich hin und her, als sei ihm übel. — "Hat der König sie da rausgeschickt, um Krieg zu führen?" fragte er kurz darauf ein wenig neugierig.

"Nein, um den Paradiesgarten zu suchen. Einer von den Leuten, der die Schrift erforscht, hat wohl ausfindig gemacht, daß er da oben hinter dem Eis liegen soll," erklärt der Meister feierlich.

"Der Garten Eden, auch das Paradies genannt! — Aber der lag ja da, wo die beiden Flüsse in den dritten hineinfließen, da im Morgenland. Das steht da ganz deutlich geschrieben. Folglich sind das, was Du da liest, falsche Lehren."

"Der hat, weiß Gott, vorm Nordpol gelegen," sagte der Meister, der Neigung zur Freigeisterei hatte, "weiß Gott, das hat er! Das andere ist bloß dummer Aberglaube."

Bjerregrab schwieg verstimmt. Er sah lange gebeugt da und ließ die Augen irgend wohin schweifen, wohin kein anderer kam.

"Ja, ja," sagte er leise, "jeder denkt sich was Neues aus, um sich bemerkbar zu machen, aber das Grab kann doch keinen verändern."

(Fortsetzung folgt.)

(Nachdruck verboten.)

Der Lebensmüde.

Von Bruno Ganzle.

(Schluß.)

Er hatte auch nicht mehr viel Zeit zu verlieren; die Josepha mußte bald kommen, sonst hätte sie das Wasser nicht über das Feuer gesetzt.

Er ging zurück in die Küche, öffnete das Fenster, stieg hinaus auf den dunklen Hof, zog es wieder zu, soweit er es konnte, und ging davon, erst langsam, dann schneller, endlich lief er.

Als die Josepha mit dem leeren Waschkorb zurückgekommen war, wandte sie sich neuer Arbeit zu. Sie nahm das lockende Wasser vom Feuer, goß es in die Wanne, schüttete kaltes Wasser dazu, holte den Zuber mit der eingeweichten Wäsche herbei und nahm sich ein Stück vor.

Sie unterbrach aber bald die Arbeit und rief: "Anton!"

Und als er nicht kam, nochmal: "Anton!", diesmal lauter.

Als sich auch jetzt niemand meldete, schrie sie: "Wo bist Du denn, Kerl?"

Sie suchte die Küche ab: "Da sitzt der Lump gewiß wieder in der Stube."

Als sie ihn aber auch in der Stube nicht fand, stuzte sie: "Wegelaufen ist er, na so was lebt nicht. So'n niederträchtiger Mensch. Wenn ich Dich hier hätt', La solltest was erleben."

In der Küche sah sie auch das offene Fenster: "Und ich Schaf hab' ihn noch drauf gebracht, ich Schaf. Aber ich hol Dich zurück und dann —" Sie schloß wütend das Fenster und riß das Umschlagstück vom Riegel, dann aber sah sie die Waschwanne und erinnerte sich ihrer Pflichten.

Sie hängte das Tuch wieder auf und begann zu waschen. Sie rieb die Wäsche, daß der Seifenschaum in Floden um sie herumflog.

Als sie spät abends fertig war, nahm sie sich nicht die Zeit zu essen. Sie wickelte sich fest in das Tuch, schloß die Tür, steckte den Schlüssel zu sich und ging eilig davon. Sie suchte alle Kneipen von Brenthof ab, doch Anton fand sie nicht.

Es war ein langer Weg und ein kalter Herbstabend. Josepha schritt tüchtig aus, sie froz, aber ihre Waden glühten vor innerer Erregung. Sie schimpfte im stillen auf den Kerl, den Lumpen, den Nichtstuer, und erleichterte ihr übervolles Herz manchmal durch ein lautes Wort, so daß die ihr Begegnenden sie verwundert ansahen.

Josephas Mühe war umsonst und todmüde, ausgehungert kam sie heim. Sie schimpfte jetzt nicht einmal mehr leise, auch dazu war sie zu mude. Sie ab und blieb noch lange am Feuer sitzen, sie dachte, Anton würde schon noch kommen.

Als sie die halbe Nacht gewacht hatte, legte sie sich ins Bett, aber sie konnte lange nicht einschlafen. Sie dachte an Anton: Wo der nur war? Sie tröstete sich endlich: "Er wird wohl bei einem Saustumpan sein" und schlief am Morgen ein.

Als sie erwachte, sah sie sich um, als erwartete sie Anton schon vorzufinden. Jetzt war er schon zwölf Stunden fort. Nun mußte er doch kommen. Aber er kam nicht und kam nicht. Mit schwerem Herzen machte sie sich an die Arbeit.

Am Nachmittag ging sie auf die Polizei.

"So, seit gestern?" sagte der Wachtmeister. "Er wird schon noch kommen."

"Aber er kommt doch nicht," wandte Josepha fast weinend ein. "Ach was," sagte der Wachtmeister ärgerlich, "kommt nicht, kommt nicht. Wo soll er denn hin sein?"

"Weiß ich nicht," jetzt weinte Josepha wirklich.

"Wird wo in 'ner Kneipe sein," brummte der Wachtmeister.

"Nein," Josepha schüttelte eifrig den Kopf, "nein. Ich hab' sie alle abgefrucht."

"Sooo, na dann wollen wir mal die Sache in die Hand nehmen."

Umsichtlich und gewichtig machte der Wachtmeister einige Notizen.

Aber auch die Polizei fand Anton nicht.

Josepha wußte sich keinen Rat, sie ging wieder zum Wachtmeister und bat ihn nochmals, doch ja nach Anton sich umzutun, vielleicht war er tot.

"Was, tot, hat sich was, Unkraut vergeht nicht," schnauzte der Wachtmeister.

"Aber er hat gesagt, er wird ins Wasser gehen." Josepha schluchzte.

"Wieso haben Sie das nicht gleich gesagt? Donnerwetter, das kann einem ja die Galle plagen. Nach drei Tagen sagen Sie das? Was denken Sie sich denn? Da können wir freilich lange auf dem Land rumsuchen, wenn er im Wasser liegt."

Wieder vergingen Tage, die Polizei fand Anton nicht, "nicht einmal tot", wie Josepha schluzend sagte. Wer weiß, wo der lag? In der Brenke konnte man schon ertrinken und jetzt schwamm der Anton schon acht Tage lang im kalten Wasser.

Josepha hatte ihrem Manne alles verziehen, auch daß er die neuen Sachen mitgenommen; das freute sie jetzt beinahe eigentlich. Wenn man schon sterben wollte, konnte man sich auch dazu anziehen; das gehörte sich so. Und wenn man Anton noch fand, sah man doch wenigstens, daß man's mit 'nem anständigen Menschen zu tun hatte, der was auf sich hielt.

Eigentlich war es doch schade um ihn. Aber so oft Josepha bei dem Gedanken an ihn weinen mußte, ebenso oft schalt sie sich, daß sich nicht besser mit ihm sich vorgehen und ihn sicherer eingesperrt hatte. Schade war's um ihn, das gab die Josepha jetzt zu, sehr schade. Was hätte er für'n guter Mann sein können, wenn er nur hätt' arbeiten wollen. In ihr siegte das Mitleid mit seinem frühen Tode, an dem sie doch selbst nicht ohne Schuld war und die Anerkennung seiner Vorzüge über den Aerger, den ihr seine Trägheit gemacht, und über alle seine anderen menschlichen Schwächen. Sie bedauerte ihn bald von ganzem Herzen und betrauerte ihn aufrichtig.

Indes Josepha ihren Mann als tot betweinte und ob ihres traurigen Geschickes, das sie so früh schon in den Witwenstand verwieseln hatte, von der Nachbarschaft innig bedauert wurde, sah Anton lebendig, wenn auch nicht lebensfroh, bei seinem Kumpan Peter Mattern.

Anton hatte wohl wirklich einen Augenblick sich mit dem Gedanken getragen, ins Wasser zu gehen, um der Josepha zu zeigen, was er zu tun imstande sei, war aber bald anderen Sinnes geworden. Peter, bei dem er eine sichere und verborgene Zuflucht gefunden hatte, bewies ihm mit den triftigsten Gründen, daß man um eines Weibes willen noch lange nicht nötig habe, ins Wasser zu gehen und meinte, Anton würde damit Josepha zu viel Ehre antun.

Eine Woche hatten so die beiden Freunde ruhig und behaglich gelebt. Peter übernahm es, Anton's Sachen in gutes Geld umzusetzen, da Anton sich bereit erklärt hatte, mit einer abgetragenen Hose und sadenscheinigen Jacke Peters vorlieb zu nehmen.

Sie hatten aber ihre Mittel überschätzt und waren, da sie immer nur flott ausgaben, aber nichts einnahmen, nach acht Tagen mit dem Gelde ganz fertig. Jetzt sahen sie schon eine Stunde da, ratlos, sie wußten nicht wovon sie leben sollten.

Arbeiten wollten sie nicht, darüber waren sich beide stillschweigend

einig. Peter hatte Anton erklärt, das Beste sei, er ginge zu Josepha zurück.

Aber da war Anton aufgesprungen und hatte gerufen, davon könne keine Rede sein, davor graue ihm mehr als vorm Tode. Einmal der Spott der Nachbarschaft, daß die Toten unbegraben aufstünden, und dann Josephas Vergeltung.

Noch düsterer wurde die Stimmung der Freunde, als der letzte Branntwein getrunken und der Tabak aufgeraucht war. „Du wollst nur schlafen gehn.“ Anton gähnte laut. „'s Licht brennt auch nicht mehr lange.“

„Wie wird's aber denn morgen?“ fragte Peter. „Was solln wir nun anfangen?“

„Weiß ich's denn? Sag Du's doch.“

„Gm, ich wüßte schon“ brummelte Peter nach einigem Nachdenken vor sich hin, „ich wüßte schon.“

„Na?“ fragte Anton begierig.

„Aber ob's Deine Sache ist.“ Peter zögerte.

„Weiß ich's denn, eh' ich's gehört hab?“ sagte Anton unwirsch. „Mach', mach' schon.“

„Ich hab's früher auch nicht gemacht“, begann Peter, „aber man kömmt's versuchen, vielleicht glückt's.“

Anton sperrte die Augen auf und stierte Peter an: „Was denn? Was denn?“

„Man muß Geld nehmen“, fuhr Peter fort.

„Natürlich, aber woher?“

„Wegnehmen, mein' ich“, erläuterte Peter.

„Stehlen, nein. Stehlen nicht. Daraus wird nichts.“

„Wer redt davon, Anton? Du bist doch zu dämlich. Ich mein's anders. Siehst Du, so wegnehmen — auf der Straße — jemandem. Das ist nicht Stehlen.“

Anton stierte den Freund an, seine Gedanken waren nicht mehr ganz klar infolge reichlichen Branntweingenußes: „Wegnehmen auf der Straße“ wiederholte er verständnislos, „ja wie denn?“

Peter erhob sich langsam und sagte bestimmt: „Paß auf. Wir gehn raus. Abends, da wo Brennenhof anfängt, weißt Du, wo's dunkel ist, wo man nichts erkennt und da warten wir, bis jemand kommt und da sagen wir denn, wir woll'n Geld und . . .“

„Und?“ fragte Anton gespannt.

„Und da wird er Geld geben. Ja. Was anderes weiß ich nicht.“

„Und wenn er nichts geben will?“

Peter hob seine Hand und schlug auf den Tisch, daß das Licht langte: „Er gibt's.“

„Gm.“ Anton dachte nach. „Das ist wenigstens ehrlich. Aber er erkennt uns doch und dann zeigt er uns an.“

„Ist doch alles dunkel.“

„Na ja — na ja. Und Du meinst, er gibt's?“

Peter nickte statt aller Antwort bedächtig und sicher.

„Dann können wir's ja heute schon machen“, meinte Anton.

Sie zogen die Mägen ins Gesicht, schlugen die Rodtragen in die Höhe, nahmen zwei handfeste Stöcke und gingen.

In einem dunkeln Vorstadtwinkel machten sie Halt. Es kam aber niemand. Bald gingen sie weiter auf dem baumbestandenen Weg, der hinab in die Stadt führte und postierten sich unter eine alte Linde.

Diesmal brauchten sie nicht lange zu warten.

Es kam jemand mit festem, hallendem Tritt langsam näher.

Sie horchten. Anton fürchtete sich, er wollte schon fort laufen, aber Peter hielt ihn fest: „Dummer Kerl. 's kostet nicht den Hals. Du gehst zuerst, ich komme dicht hinter Dir. Brauchst Dich nicht zu fürchten, hast doch 'nen Stock.“

Anton nahm sich zusammen, packte den Knüttel fest und ging dem Geräusche der Schritte entgegen. Es war eine Frau.

Jetzt sah Anton Mut, er trat dicht an die Frau heran und wollte sprechen. Aber er kam nicht dazu. Kaum hatte er das Gesicht der Frau gesehen, so schrie er laut auf: „Josepha!“, warf den Stock fort und lief den Weg nach der Vorstadt hinaus.

Und ehe Peter sich von seinem Staunen erholt hatte und in das Bammdübel untergetaucht war, rannte Josepha hinter Anton her.

Es war eine wilde Jagd.

Anton war behender und flinker, aber Josepha gab die Entschlossenheit Flügel.

Selbst ihr leerer Waschlorb hinderte sie nicht am Laufen. Sie schrie hinter dem Hülchling her, daß es durch die Abendstille hallte: „Du Kerl, Du Nichtsnug. Das nennt er gestorben. Und ich Schafwein' noch um den Lumpen.“

Sie sah Anton wie einen Schatten vor sich herhuschen und kurz entschlossen warf sie ihren Korb dem Hülchling nach, aber sie fehlte ihn.

Jetzt waren sie oben in Brennenhof. Josepha beschleunigte ihre Schritte, sie sah Anton in eine Gasse einbiegen und schnitt ihm den Weg ab. Sie tauchte gerade, als er in eine andere einbog, vor ihm auf und packte ihn.

Sobald Anton ihre Hand fühlte, gab er sich verloren. Er versuchte sich loszureißen, aber da griff Josepha mit beiden Händen zu und hielt ihn. Er versuchte es noch mit einer List, er warf sich auf die Knie und rief das Weiß mit sich, daß es über ihn fiel. Aber jetzt hatte Josepha vollends Uebermacht.

Die Erbitterung über den Verrug war in ihr groß und sie schlug auf Anton los, daß es klatschte. Sie schimpfte nicht, sondern schlug auf ihn ein, bis ihr die Hände weh taten.

Dann stand sie auf und sagte: „So, komm. Du marsch nach Hause.“

Anton stand auf und sagte schüchtern: „Josepha.“

Sie sagte: „Marsch“ und schob ihn vor sich her. Aber erst mußte er den Waschlorb fassen helfen und als sie ihn glücklich gefunden, mußte er ihn tragen.

Hin und wieder blickte sich Anton um nach Josepha, die ihn wie einen Gefangenen bewachte. Wenn er aber stehen zu bleiben versuchte, dann rief sie ihn weiter: „Marsch.“

Mehr sagte sie nicht. Erst als sie am Haus standen und er sie wieder bittend anblickte, sagte sie kurz und bestimmt: „Und jetzt will ich Dich arbeiten lehren.“

Anton ließ den Kopf hängen. Das hieß nur leben. Er wußte, sie würde ihren Willen durchsetzen: „Gott, was war sie doch für eine Frau!“

Lindenblüte.

Erst in der zweiten Hälfte des Juni ist der Vorkommer ganz eingelehrt, wenigstens in den nördlicheren Teilen unseres Vaterlandes. Gerade dann tritt das Werden immer neuen Lebens am üppigsten hervor, gewedt von der fruchtbarsten Wärme und Feuchtigkeit zugleich. Der Sturm und Drang des Frühlings ist allerdings vorbei. Alles hat sich beänstigt, beruhigt. Die bunte Mannigfaltigkeit der Farben nähert sich mehr dem Einzelnen. Der erste Duft und Rausch der Blüten und Blumen ist dahin, der bunte Sang und Jubel ist verstummt, die Triebe der Lust und der Liebe sind befriedigt, die Glitterwochen der Natur sind verschwunden — neben der Blüte steht die Frucht.

Zimmerhin zeigen sich im Reiche Floras noch Neuerscheinungen. Gartriegel, Holunder, Brombeere und wilde Rose sind in volle Blüte getreten. Vom Garten her ladet des Jasmins berauscher Geruch und mischt sich mit dem süßen Duft der Linden, den ein leichter, lauer West in mein Zimmer trägt.

Lindenblüte! Wo ist die milde Roese hingekommen, die sich so bedeutungsvoll in dem Namen dieses Baumes, und zwar nicht in „Linde“ allein, auch in dem lateinischen *tilia*, dem französischen *tilleul*, dem slavischen *lipa*, dem griechischen *philyra* abspiegelt? In dem Laube, das den schmanden, jugendlich lebhaften Farbenton des Frühlings bereits mit der schlichteren, ernsten Alltagsfarbe des Sommers vertauscht hat, ist ein fremdes, liches Element aufgetreten, das mit dem Dunkel der Blätter um die Oberhand streitet: die Linde wird blühen!

Aus den Achseln zahlreicher Blätter sind Blütenstände — Traugolden, d. h. verzweigte, zentrifugale, oben abgestufte Trauben — mit ihren zum Versten prallen Blütenknospen herorgetreten; ein zartgeädertes, hellgelbgraues, zungenförmiges Blatt sitzt dem Stiele jedes Blütenstandes an und läuft ein Stück an ihm hinauf. Und diese hellen Blättchen sind es eben, die die Anruhe im Farbenton verursachen, die nicht eher ihr Ende erreicht, als bis die Masse der Blütenknospen sich geöffnet hat; dann erst übergießt den ganzen reichblühenden Baum das schönste Ebenmaß eines matten, gelblichweißen Schimmers. Nun können wir diese Freude genießen und uns ihres süßen Duftes freuen; in ihm atmet das Volkslied. Fast kein Baum ist mit dem deutschen Volke so innig verwachsen wie die Linde. Unter der „Kirchhofslinde“ wurde so manchem Dahingeschiedenen der tränenreiche Abschiedsgruß dargebracht; unter der „Dorfslinde“ tanzte und spielte die Jugend und ruhte das Altar aus. Aber der gewaltige Baum überdauerte das Schicksal der Generationen, so daß die heutige von jener nichts mehr weiß, die vor Jahrhunderten vielleicht bei einer feierlichen Gelegenheit das junge Bäumchen „zum ewigen Gedächtnis“ setzte.

Ja, was der Mensch, was namentlich die im besaglichen Stillleben zufriedene Dorfgemeinde ein „ewiges Gedächtnis“ nennt, das vermag der Lindenbaum mit seinem Leben zu umspannen, wie er jahrhundertlang die versammelte Gemeinde mit seinem Schattendach umschirmen konnte. Ist es doch, als ob die vielen tausend Herzen, die unter dem Lindenbaum vor Freude hüpfen oder in bitterem Trennungsschmerz schier brechen wollten — ist es doch, als ob sie alle in dem schönen herzformigen Lindenblatt ein Auferstehungsfest feierten. Das Leben der Linde ist auch ganz dazu angetan, sie zum Liebling und Hausfreund des Menschen, zum lebendigen Zeugen für spätere Geschlechter zu machen: ihre Jugend ist ein freudiges, förderndes Gedeihen, ihr Mannesalter ein rasches, wirkendes, unkräftiges Verjüngen, und selbst im höchsten Alter sucht man meist vergeblich nach dem Zeichen des Verfalls.

An passenden Standort gepflanzt — frei will sie stehen und sich geltend machen, wozu auch kein Baum so sehr berechtigt ist wie sie — und geschützt, sieht der Pflanzler seinen Pflegling fröhlich gedeihen und zum stattlichen Baum heranwachsen. Selbst nach Jahrzehnten hat er sich noch ein jugendliches Aussehen bewahrt und sein walzenrunder Stamm ist ein vorzüglicher Maßstab, das Alter jener Niesendäume zu schätzen, die sie namentlich im südlichen Deutschland in den Dörfern und Weilern finden und daselbst schon für viele Geschlechter ein Stüd Heimat geworden sind, und es wäre ein kleiner aber interessanter Teil der noch zu schreibenden heimatischen naturgeschichtlichen Statistik, alle irgendwo denkwürdigen Linden Deutschlands zu verzeichnen und zu beschreiben.

Unter allen deutschen wildwachsenden Bäumen hat die Linde — die Krokastanie ist kein ursprünglich deutscher Baum — die schönste, ja eine wirklich schöne Blüte. Der fünfblättrige Kelch ist hübsch, fünf kleine gelbliche Blütenblätter umschließen zahlreiche Staubgefäße. Der Fruchtknoten trägt einen Griffel mit fünf Narben und wird zu einem fast erbsengroßen Fruchtknoten. Da bei der Sommerlinde bis drei, bei der Winterlinde bis zwölf solcher Nüsschen beisammenstehen, sieht auch bei der Reife von dem gemeinsamen Stiel nicht abfallen, sondern an und mit diesem selbst abfallen, scheint die Erhaltung der Art mit Schwierigkeiten verbunden zu sein.

Dennoch gibt es zwei Umstände, die sie erleichtern. Der erste liegt in dem bekannten, papierdünnen, zungenförmigen Deckblatt, dem der gemeinsame Blütenstiel teilweise als Mittelrippe dient, und das für den gesamten Blüten- und Fruchtstand zum Flügel wird, von der Sturmwind pakt. Der zweite, die Verbreitung der Linde fördernde Umstand ist die Zeit, in der sie ihre Früchte verliert. Dies geschieht nicht, wie es bei den meisten Bäumen der Fall ist, mit der Reife und dem Laubfall, sondern erheblich später. Man kann längst entlaubte Linden noch mit Fruchtknospen behängt sehen; erst die Winterstürme fegen diese herab und führen sie weit hinweg. So finden wir gesunde, keimfähige Lindenfrüchte oft in Menge auf Schneeflächen liegen, von wo sie durch das Schmelzwasser weitergeschwemmt und zugleich zum besseren Keimen angequell werden und dann im April und Mai leicht aufgehen.

In unseren Parkanlagen, in denen zwischen den Linden das Erdreich hinlänglich trocken ist, gehen alljährlich viele Tausende kleiner Linden auf, von denen aber kaum eine einzige ihr zweites Lebensjahr erreicht, denn die Linde ist ein Lichtbaum und verträgt wenigstens in der frühen Jugend durchaus keine Beschattung. Mögen aber auch Millionen Lindenpflänzchen verkrüppeln und verkümmern, einige ringen sich doch durch den dichten Pflanzentuch, der den Waldboden gemischter Laubholzbestände zu bedecken pflegt, und werden anfangs langsam, dann etwas schneller zu einem weitschweifigen Busch, an dem man aber nichts findet, das auf eine Anlage zu einem stattlichen Baum deuten könnte. Endlich macht sich der eine oder der andere dicht über der Wurzel entspringende Zweig vor den übrigen geltend und strebt aufwärts. Dieses Hindurchbringen und Emporkommen von der niederen Stufe des Busches zum Baumrange dauert allerdings geraume Zeit, namentlich wenn es sich um einen Emporkömmling des dichten Waldes handelt.

Um uns richtig zu verstehen, muß hier eingeschaltet werden, daß, wenn wir von der Linde als einem allgemein bekannten, keiner weiteren Beschreibung bedürftigen Baum reden, wir den Botaniker gegen uns haben, denn der unterscheidet wenigstens zwei bei uns als Waldbäume wildwachsende Lindenarten, die Winterlinde (*Tilia parvifolia*), auch Berg- und Steinline genannt, mit kleinen Blättern, die auf der Unterseite von einer entschiedenen anderen Farbe als oben, nämlich blaugrün sind und in den unterseitigen Blattwinkeln rötlichbraune Haarbüschel tragen, und die großblättrige Sommerlinde (*Tilia grandifolia*) mit beiderseits gleichfarbigen, lebbast grünen und auf der gesamten Unterseite fein behaarten Blättern, denen die farblosen Haarbüschel aber auch nicht fehlen.

Durch das massenhafte Erscheinen der Blüten an dem vollständig belaubten Baume bringen sie eine bedeutende Wirkung hervor. Ihr Duft ist so lieblich, daß ihnen kaum eine einheimische Pflanze gleichkommt. Wo mehrere große Linden nebeneinander stehen, ist zur Zeit der Blüte die ganze Gegend mit ihrem Duft durchwürgt. Auch hat die blühende Linde etwas Rauberhaftes an sich. Der starke, süße Duft in warmer Sommerluft, das Summen der Laufende von Bienen und anderer Kerfe in der weit ausgreifenden Krone, das geisterhafte Ansehen eines vollblühenden Baumes in heller Mondnacht, alles das vereint sich zu einer außerordentlichen Wirkung auf die Sinne, und es ist wohl zu verstehen, wenn Verliebte am liebsten unter Linden kosen. Sagt doch Heine:

„Sieh' dies Lindenblatt! Du wirst es wie ein Herz gestaltet finden,
Darum sitzen die Verliebten am liebsten unter Linden.“

Ein anderer Dichter, Ludwig Pfau, singt:

„Komm mit mir unter die Linde, Herzallerliebster mein!
Komm set' Dich an meine Seite, da woll'n wir lustig sein!“

Aber auch Weh und Herzleid sah der Lindenbaum, heißt's doch im Stuartlied:

„Am Abend war's, leicht wogte das Korn,
Sie küßten sich unter der Linde. —
Eine Nachtigall sang und ein Jägerhorn
„Ich bin ein Kind der Sünde!“

Außer Verliebten und Verlobten lassen sich aber auch andere Leute gern im Schatten der Linde nieder. Fahrigeiten sind es, die im „Lindenbaum“, dessen Schuldgerichtsbarkeit bis ins 17. Jahrhundert zurückreichen mag, frohe Eintracht halten, um den Staub der Straßen mit kühlem Trunk hinabzuspülen. Und manch einem von uns mag's ergangen sein wie dereinst dem Sänger der „Vieder von der Landstraße“:

„Vor ihm stand ein volles Glas,
Neben ihm Frau Birnin saß
Unter der blühenden Linde!“

Kleines feuilleton.

Medizinisches.

Blinddarmentzündung und Nationalität. Die Blinddarmentzündung, die heute jeder Aengstliche, der einen leichten Darmkatarrh hat, schon fürchten zu müssen glaubt, hängt nach einer interessanten Statistik von Prof. Dr. J. F. Williams in Liverpool („Med. Klinik“ 1911, Nr. 24) in ihrer Verbreitung wesentlich von den verschiedenen Nationalitäten ab, vermutlich nach dem Maßstabe des mehr oder minder hohen Fleischkonsums, dessen Steigen auf die Häufigkeit der Blinddarmentzündungsfälle gleichfalls steigend einwirkt.

Unter 22 000 ländlichen Rumänen mit meist vegetarischer Lebensweise kam nur ein Fall vor, bei den Stadtbewohnern ein Fall auf 221 Kranke. Während die fast ausschließlich pflanzliche Kost der Japaner und Indier einen gewissen Schutz gegen dieses Leiden zu bieten scheint, kommt es in Philadelphia in den wohlhabenderen Kreisen sehr oft vor. Dr. Frank Behrman von der britischen Gesandtschaft in Abessinien, hatte während seiner achtjährigen Tätigkeit daselbst keinen einzigen Fall von Appendizitis (Blinddarmentzündung). Er führt dies darauf zurück, daß die Eingeborenen sich hauptsächlich von Getreide, einer einheimischen Getreidesorte, nähren und häufig einen abführenden Aufguss gegen eine dort oft vorkommende Wandwurmart einnehmen. In Peking ist die Blinddarmentzündung gleichfalls selten. In Hongkong kamen auf 8379 Todesfälle 3 auf Appendizitis, unter 2140 Sektionsberichten wird das Leiden nicht einmal erwähnt, ebensowenig wie bei 215 chirurgischen Operationen im Regierungshospital; dagegen kamen unter 1203 Ausländern des Shanghai General Hospital 21 Fälle vor. Nach der Versicherung eines Stuttgarter Missionsarztes, der 25 Jahre lang dort tätig war, müßte China, wenn auch schlecht verdauliche Nahrung und mangelhaftes Rauhen überhaupt eine ursächliche Bedeutung dafür hätten, sehr viel Blinddarmentzündungen aufzuweisen, so daß wir, da das Gegenteil vorliegt, eine gewisse spezifische Immunität der Chinesen in dieser Hinsicht annehmen dürfen. — In Island, Dänemark und England tritt die Krankheit häufig auf, vielleicht infolge des hohen Fettkonsums, noch mehr in Schweden; in Rom und Italien überhaupt ist die Erkrankungsziffer trotz des relativ geringen Fettverbrauchs auch ziemlich hoch, ebenso in Athen. In Ägypten konstatierte man 1907 bei 6980 Spitalpatienten nur 6 Fälle von Blinddarmentzündung; das Hauptnahrungsmittel der dortigen Bevölkerung ist Brot, Gemüse, Käse, Milch, wenig Fleisch. In Persien ist die Erkrankungsziffer unter den Europäern und in den westlichen kultivierteren Orten ungleich höher als in den übrigen „wilderer“ Landes-teilen.

Wenn wir hier in Betracht ziehen, daß die Einwohner sehr viel Früchte genießen und auch häufig, wie in Abessinien, Abführmittel zu sich nehmen, so kommen wir unter anderem zu dem Schluss, daß, in weit größerem Maße als der Einfluß der vegetarischen Ernährung, die Regelmäßigkeit im Ablauf des Verdauungsaktes eine wichtige Rolle in der Verhütung dieser so „modernen“ Krankheit spielt.

Technisches.

Der Telephonograph. Es ist gar nicht schwer, die ideale Richtung zu erkennen, in der sich die Verbollkommnung der technischen Erfindungen vollziehen wird oder wenigstens vollziehen sollte. Jules Verne mit seiner großartigen Einbildungskraft hat bei seinen phantastischen Reisen ins Weltall, ins Erdinnere oder in die Tiefen der Ozeane manche Erfindung vorausgenommen, die später tatsächlich gemacht worden ist. So hätte es wohl auch nicht allzu fern gelegen, eine Verbollkommnung des Fernsprechers derart voranzuführen, daß ein eigentlich vollendeter Zustand erreicht wird. Durch eine Erfindung, die jetzt der Pariser Akademie der Wissenschaften mitgeteilt worden ist, scheint eine solche Leistung tatsächlich vollbracht worden zu sein, und zwar durch eine Verbindung des Fernsprechers mit dem Phonographen. Gerade darauf war man bisher nicht verfallen, vielmehr hatte das Streben der Erfinder sich darauf gerichtet, die Fernschreibapparate möglichst weiter zu entwickeln. Es kann wohl aber keine Meinungsverschiedenheit darüber bestehen, daß die Paarung von Fernsprecher und Phonograph dem höchsten Ideal entgegenstrebt. Der Phonograph nimmt die zugesprochene Mitteilung auf, ohne daß sich jemand an den Apparat zu begeben braucht, und der Empfänger kann sie sich jederzeit in der Stimme des Sprechers wiederholen lassen. Man kann dagegen freilich einwenden, daß es bei der Mehrzahl der Ferngespräche auf Rede und Gegenrede ankommt, aber in vielen Fällen wird es, wenn die gewünschte Person nicht anwesend ist, vorteilhafter sein, ihr wenigstens den Gegenstand der Anfrage zuulassen zu lassen, zumal sich deren Beantwortung dann auf demselben Wege vollziehen könnte, ohne daß der Frager sich bewegen zu Hause zu halten braucht. Die bisherigen Versuche sind lediglich innerhalb des Gebäudes der Pariser Akademie von einem Raum zum anderen angestellt worden, und haben befriedigende Ergebnisse gehabt. Ob der Apparat auch bereits soweit verbollkommnet worden ist, daß er ohne weiteres auf größere Entfernungen benutzbar ist, sieht noch nicht fest.